

Egon Schott

IN DEN TODES-LAGUNEN

Ein
Rifland
Reiseabenteuer



**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Logo und Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-68984-773-9

Corunha, Kapitän der brasilianischen Armee, begleitet die Expedition Riflands, um für sein zukünftiges Amt als Indianerkommissar Erfahrungen zu sammeln. Unter der Anleitung eines so erfahrenen Expeditionsleiters, wie es Rifland ist, bietet sich ihm hierzu reichlich Gelegenheit. Gepackt von der Einzigartigkeit der Dschungellandschaft, beabsichtigt Corunha seine Indianerstation im Xingu-Gebiet zu errichten. Rifland schätzt den Kapitän als treuen und verlässlichen Begleiter und ist bemüht, dessen draufgängerisches Soldatentum dann zu zügeln, wenn ruhiges und kaltblütiges Überlegen in den Fährnissen des Dschungellebens allein zum Erfolg führt.

Tschi-schi, die *Sonne*, ist ein rätselhaftes, geheimnisumwittertes Indianermädchen, das unvermutet im Inselgewirr des Xingu-Quellgebietes auftaucht, in einer Landschaft, von der Rifland zuerst annimmt, sie sei noch von keines Weißen Fuß betreten. Das junge, außerordentlich hübsche und wohlgestaltete Mädchen spricht überraschenderweise perfekt Englisch. Es gibt an, ihr *Vater* habe sie so sprechen gelehrt. Ihren spärlichen Andeutungen entnimmt Rifland, dass dieser *Vater* ein Weißer sein müsse, wahrscheinlich Engländer, der sich aus irgendeinem Grunde in diesen unzugänglichen Urwald zurückgezogen hat und zu einem Zwecke, der noch geklärt werden muss, im Dschungellabyrinth sehr kunstvoll eine regelrechte Falle für vordringende Expeditionen aufgestellt hat. Die *Urwaldprinzessin*, wie Corunha das Mädchen scherzhaft nennt, lebt mit dem Stamm der Huanakuna

zusammen, die sich deutlich von den anderen Indianerstämmen des Urwaldes unterscheiden und Ketschua, die uralte Staatssprache des untergegangenen Inkareiches Perus sprechen.

Lijocu, ein wilder Kopffäger vom Stamm der Tasuyapi, zuerst von Rifland und Corunha gefangen genommen, erweist sich dann als sehr nützlicher Begleiter auf den Fahrten im Xingu-Labyrinth. Seine überdimensionale Lippenscheibe, das Stammeszeichen der Tasuyapi, erregt immer wieder das Staunen jener Indianer, die derlei *Schmuck* nicht kennen.

Jack Blaß, ein Flugzeugführer mit allen Vorzügen und liebenswürdigen Fehlern eines jungen Amerikaners, avanciert durch sein eminentes fliegerisches Können zu Riflands Dschungelpiloten. Obwohl Jack Blaß vom fliegerischen Standpunkt aus jede andere Gegend der Welt diesem *Affenland*, wie er es nennt, vorziehen würde, entsendet ihn der GONG-Konzern immer wieder in die Brennpunkte der Ereignisse. So wird Jack, dieser ausgezeichnete Pilot, zum Retter, der vom Himmel niedersteigt, eine Rolle, die er bescheiden zurückweist.

Dr. Hofer, der Expeditionsarzt, ist Österreicher und hat schon einige Expeditionen in das Amazonasgebiet begleitet. Nun aber lernt er eines des am schwersten zugänglichen Gebiete Zentralbrasilens kennen: das Dschungellabyrinth am Xingu.

Ponto, ein vom Oberlauf des Xingu stammender halb zivilisierter Indianer, ist der schlaue Verbindungsmann der Zanzahändler zu den Kopffägern.

Rucca, Häuptling der Trumai-Indianer, in deren Nähe sich das Expeditionslager befindet, hat außer Rifland, einige Jahre zuvor, noch nie Weiße gesehen.

Combu, ein noch junger halb zivilisierter Negerhäuptling aus dem belgischen Kongo, ist ein treuer Diener Riflands. Seine unfreiwillige Komik wirkt immer wieder erheiternd.

Mit Tshi-schi nach Rio

Eine Entdeckung

Rasch glitt unser Kanu dahin. Einige Stunden waren wir schon unterwegs. Corunha und ich ruderten mit Aufbietung unserer letzten Kräfte. Tshi-schi, die verwöhnte Urwaldprinzessin, hatte uns anfangs von Zeit zu Zeit abgelöst, war aber längst erschöpft. Auch Lijocu, unser Gefangener, der mir gegenüber saß, weil ich ihn stets im Auge behalten wollte, rührte keinen Finger. Er blickte teilnahmslos in die Wellen der Strömung. Dass wir ihn entführt hatten, missfiel ihm sichtlich.

Unsere überstürzte Flucht aus dem Gebiet der Tasuyapi war zunächst geglückt, doch wie es weitergehen würde, wusste niemand.

Corunha trocknete sich die schweißbedeckte Stirn und fluchte: „Verdammte Hitze! Wir müssen doch bereits einen genügenden Vorsprung haben. Wie wär’s mit einer ausgiebigen Rast?“

„Daran ist erst zu denken, wenn wir einen geeigneten Zufluchtsort finden“, erwiderte ich.

„Ich meine nicht, dass wir uns jetzt schon verstecken sollen. Wir rasten zwei Stunden, rudern bis zum Eintritt der Dämmerung weiter und ...“

„... und warten im Nachtlager, bis die Tasuyapi kommen, um uns abzuholen.“

„Da müssten die Kerle auch nachts rudern.“

„Sie werden alles aufbieten, um uns wieder einzufangen, und leichte Kanus mit einer entsprechenden Anzahl von Ruderern einsetzen. Sie dürfen nicht vergessen, dass ein Boot, dessen Mannschaft von Stunde zu Stunde wechselt, doppelt so schnell ist wie wir.“

„Malen Sie den Teufel nicht an die Wand. Wenn uns diese Kopfbäger erwischen ...“ Der junge Offizier vollendete den Satz nicht, sondern machte nur die Geste des Halsabschneidens.

„Eben deshalb“, sagte ich und setzte das Paddel wieder ein.

Nach einer weiteren Stunde angestrengten Ruderns erreichten wir eine Flussgabelung. Ein schmaler Arm bog nach rechts, also in östlicher Richtung, ab.

„He, Lijocu!“, rief ich, fasste den vor sich hinbrütenden Tasuyapi an der Schulter, zeigte auf den Nebenfluss und fragte: „Duadi? – Gut?“

Der Indianer hob nicht einmal den Kopf.

„Der hat sich aber verändert“, meinte Corunha. „Er war doch einer der lustigsten Burschen und zu uns besonders freundlich. Ich hätte nie gedacht, dass ihn die Gefangenschaft so melancholisch macht.“

„Es kann auch nicht der Verlust der Freiheit sein, der ihn ...“

„Wovon spricht ihr?“, unterbrach uns Tschischi, die schon eine ganze Zeit schweigend vorne im Boot gesessen hatte.

„Oh Königin der Königslagune“, rief Corunha auf Englisch, „du bist ein Kind dieses Landes und dennoch

verstehst du kein Portugiesisch. Dafür sprichst du Englisch wie ein Londoner.“

Tschi-schi unterbrach ihn lachend. „Oh, ich bin weder ein Mann von London noch ein ...? Wie hast du gesagt?“

Froh über diese kleine Abwechslung griff ich in das Wortgefecht ein, deutete auf Lijocu und sagte: „Hier haben Sie noch einen Brasilianer, der von Portugiesisch keine Ahnung hat. Ein merkwürdiger Zufall, finden Sie nicht?“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, es ist doch sonderbar, dass die Staatssprache Brasiliens, also Portugiesisch, für die beiden Ureinwohner dieses Landes ein fremdes Idiom ist. Sollte das nicht zur Annahme berechtigen, dass ...“

„Ja, ja! Ich kenne Ihre Ansicht, dass die Portugiesen Eindringlinge waren, und dass wir, die wir von ihnen abstammen, noch immer die Fremden sind. Anstatt diesen Zustand aber zu bemängeln, sollten Sie ihn begrüßen. Andernfalls wäre nämlich das Hundegebell der Tasuyapi-Indianer die Staatssprache geworden!“

Tschi-schi, die sich während unserer Unterhaltung mit dem Tasuyapi verständigt hatte, unterbrach nun Corunha. „Wisst ihr, warum Lijocu so traurig ist? Er glaubt, dass ihr bei der ersten Gelegenheit landen werdet, um ihm den Kopf abzuschneiden.“

„Sieh mal einer an!“, rief Corunha. „Solange die roten Burschen anderen die Köpfe abschneiden, macht ihnen das nichts aus, aber sobald es um den eigenen Schädel geht, bekommen sie Jucken am Hals.“

„Sag ihm, dass er nichts zu befürchten hat“, trug ich der Indianerin auf.

„Ich will es ihm sagen, doch wird er dem Frieden erst dann trauen, wenn du ihm einen Beweis dafür gibst. Erwinnere dich doch an die Begrüßungszeremonie der Tasuyapi, wie sie uns mit dem grünen Zweig bewedelten, nachdem sie uns gefangen genommen hatten.“

„Ganz richtig!“, rief Corunha. „Ich übernehme die Rolle des Häuptlings. Lasst uns zum Ufer fahren.“

Nachdem wir einen einigermaßen festen Platz gefunden hatten, brach der Offizier einen Zweig ab, stellte sich in Positur, fuchtelte ein wenig in der Luft herum, strich sich mit den Blättern über den Hals, reichte mir den Zweig, und nachdem ich dasselbe getan hatte, reichte ich diesen an Lijocu weiter. Der Indianer hatte unser Tun gespannt beobachtet. Nun erhob er sich, griff freudig nach dem Friedenswedel, bestrich sich ebenso wie wir und hielt abschließend eine kurze Rede. Sein Gesicht hellte sich merklich auf, und schnatternd und gurgelnd brachte er seine Zufriedenheit zum Ausdruck. Tschischik konnte mir aus seinen Erklärungen so viel übersetzen, dass ich verstand, dass er unsere Freundschaft annahm und von nun an immer bei uns bleiben würde. Die Rückkehr zu seinem Stamm wäre ihm verwehrt, da man ihm dort – schon weil wir entwischt waren – den Kopf nehmen würde. Lijocu fügte sich von nun an mit erstaunlicher Zuversicht in seine neue Lage und gehörte bald ganz zu uns.

„Das hätten wir schon früher machen können“, sagte Corunha nach seinem erfolgreichen Debüt als Zeremonienmeister.

„Gewiss, doch wie Sie sehen, braucht es einige Zeit, bis man unter den Tasuyapi salonfähig wird.“

Lijocu bekam gleich Gelegenheit, sich nützlich zu machen. Als er nach dem Nebenfluss gefragt wurde, erzählte er, dass dieser ein Überschwemmungsgebiet durchquere und sich bald in einem undurchdringlichen Schilfdschungel verliere. Den Tasuyapi kenne er zwar, er würde ihn aber nicht befahren, da sich dort weder Fische noch sonst jagdbares Wild befänden und das Wasser giftig sei.

„Ein Gewässer, das unsere Verfolger meiden, ist gerade das Richtige für uns“, erklärte ich. „Im Notfall können wir, durch Schilf gedeckt, im Kanu die Nacht verbringen.“

„Das ist keine sehr angenehme Aussicht, doch immer noch besser, als mit abgeschnittenem Kopf an Land zu liegen.“

Wir bogen in den Seitenarm ein und glitten bald zwischen malerischer, mit bizarrem Schilf durchwachsener Wasservegetation dahin.

Nach einer Weile sagte Corunha: „Jetzt wird mir die Bedeutung der Begrüßungszeremonie klar. Die Geste mit dem Zweig will nichts anderes besagen als: Du lässt mir und ich lasse dir den Kopf. Da man aber nicht nur sich selbst, sondern auch den anderen berührt, soll es wohl weiter heißen: Wir gehören von nun an zusammen, unzertrennlich wie die Zweige eines Baumes! So war das auch bei uns gemeint. Die Tasuyapi hätten uns nie wieder freigelassen, sondern uns fortan wie sonderbare Tiere

gehalten, die man wegen ihres seltenen Felles hegt und pflegt.“

Corunha hätte diese düsteren Betrachtungen wohl noch weiter ausgesponnen, doch Tshi-schi, die im Bug des Fahrzeugs Ausschau hielt, stieß einen halblauten Warnruf aus und wies nach vorne. Dort verengte sich unser Wasserweg zu einer schmalen Durchfahrt und bot uns einen außergewöhnlichen Anblick.

Aus dem Schilfwerk am linken Ufer kroch eine Anakonda an den Fluss heran, tauchte mit trägen Bewegungen ins Wasser und glitt in ruhigem Zug auf die andere Seite. Das gewaltige Reptil, ein majestätisches Bild unbezähmter Urkraft, hielt, ganz gegen die Gewohnheit dieser Tiere, seinen Kopf einen guten Meter über Wasser. Dadurch erweckte es umso mehr den Eindruck eines vorweltlichen Sauriers. Zwischen den Kiefern der Schlange sah man den Hinterkörper eines kaninchengroßen Aguti.¹ Die Anakonda schien den kleinen Leckerbissen an einen besonderen Ort zu transportieren, denn man konnte nicht annehmen, dass sie flüchtig war – schließlich gab es im Urwald kein Lebewesen, das ihr gefährlich werden konnte. Wir hielten sofort an. In der kaum fünf Meter breiten Durchfahrt sahen wir das eindrucksvollste Ereignis, das man sich vorstellen kann. Zuerst verschwand der Kopf im Dickicht des gegenüberliegenden Ufers, dann folgte der Hals der Schlange, während der gewaltige Rumpf das trübe Wasser aufrührte. Endlos schob sich der Schlangenleib vom linken Ufer herab, und für einige

1 Aguti: kaninchengroßes Nagetier mit kurzen Ohren.

Atemzüge wölbte sich eine unglaubliche, lebende Brücke über den stillen Fluss. Kein Wunder, dass sich bei diesem Anblick die Frage aufdrängte: „Wann kommt das Ende?“

Eine derartige Begegnung gehört selbst in den großen brasilianischen Urwäldern nicht zu den Alltäglichkeiten. Sie wird einen erfahrenen Sertaneiro² zwar kaum aus der Fassung bringen, dennoch wird er sich eines gewissen Schauers nicht erwehren können.

Während wir das vollkommene Verschwinden der Anakonda abwarteten, sagte Corunha halblaut: „Unglaublich! Überwältigend! Dies war die zweite Riesenschlange, die ich bisher sah. Die erste maß vielleicht sechs Meter, diese hier muss aber gut die dreifache Länge haben.“

„Nun“, sagte ich begütigend, „Sie machen ja tatsächlich aus dieser Riesenschlange ein Seeungeheuer. Zehn Meter sind auch eine respektable Länge. Für unsere augenblickliche Lage ist das Tierchen, das sie im Rachen trug, aber weit interessanter.“

„War das nicht ein Aguti?“

„Ganz richtig.“

„Was finden Sie daran so bedeutungsvoll? Zweifellos war die Tötung für die Schlange kein besonderes Kunststück.“

„Sicher nicht! Aber die Anakonda hatte die Liebesswürdigkeit, uns zu zeigen, dass sich in der Nähe festes, trockenes Land und demnach auch ein für uns geeignetes Versteck befindet.“

2 Sertaneiro: Waldläufer

„Nanu?“

„Im Ernst. Das Aguti ist ein behändes, scheues Nagetier, das wie Kaninchen in Erdhöhlen lebt, die manchmal durch ein weitverzweigtes System von Fluchtröhren verbunden sind. Diese Tiere legen ihren Bau selbstverständlich nur dort an, wo er vor Wasser geschützt ist. Das Gebiet, das wir bisher durchfahren, ist nichts anderes als ein sich meilenweit hinziehendes Überschwemmungsgebiet, in dem alle Pflanzen im Wasser stehen. Das ausgedehnte Mangroven- und Schilfdickicht wird kaum anderes beherbergen als Wassertiere und Moskitos. Die Anakonda muss das Aguti aber auf festem Boden erbeutet haben.“

„Sie meinen also, wo Agutis leben, können auch wir leben. Es fragt sich nur, wie lang der Weg war, den das Reptil mit seiner Beute zurückgelegt hat.“

„Da können wir unbesorgt sein! Schlangen tragen ihre Mahlzeit nicht spazieren; dies hier ist eine seltene Ausnahme.“

Mit neuem Eifer passierten wir die Durchfahrt und fanden nach kurzer Zeit eine Stelle, die uns halbwegs durchlässig erschien. Wir kämpften uns unverdrossen in dem dichten Pflanzengewirr vorwärts. Zur Vorsicht knickten wir Zweige um oder versuchten, andere Zeichen zu hinterlassen, um im gegebenen Fall aus diesem Wasserschungel wieder hinauszufinden. Nach einer Stunde mühsamen Vordringens waren wir kaum über zwanzig Bootslängen vorangekommen. Mehr als einmal brach Corunha erschöpft und entmutigt zusammen. Tschischi

hatte alle Hände voll zu tun, uns die Moskitos vom Leib zu halten, und war auch recht kleinlaut geworden. In dieser kritischen Situation zeigte sich Lijocu als wertvoller Helfer. Es war seine Ausdauer, die uns die Überraschung brachte. Wir gelangten unvermutet in ein freies Gewässer, das wie ein Schlossteich in der Sonne glänzte. Auf der anderen Seite lag das Land der Aguti, ein sanft ansteigendes Ufer, das mit prunkvollen Blattpflanzen bewachsen war. Weit ausladende Äste warfen ihre Schatten über das Wasser. Seit Tagen erblickten wir zum ersten Mal wieder ein größeres Stück Himmel über uns.

Wir suchten unter den auch hier nicht fehlenden Mangroven nach einer günstigen Landungsstelle und wurden bald fündig. Eine ausgetrocknete, ziemlich breite Wassergrinne mit feinem Geröll führte wie eine Straße ins Innere des Waldes. An ihrer Mündung sonnte sich eine größere Gesellschaft von Alligatoren. Als wir uns näherten, dachten die Panzerechsen gar nicht an Flucht. Wir droschen mit unseren Paddeln auf sie ein, und erst nach mehreren Schlägen bequerten sie sich, den Weg freizugeben.

Nach diesem *Drachenkampf* rief Corunha emphatisch: „Diese Ungeheuer verteidigen jungfräuliches Land, das noch keines Menschen Fuß betreten hat.“

„Seien Sie vorsichtig, ehe Sie weitersprechen“, warnte ich, „wir haben in dieser Hinsicht schon einmal eine Enttäuschung erlebt.“

„Dieses Mal irren wir bestimmt nicht“, erwiderte der Offizier und lud mich mit einer Handbewegung ein, auszustei- gen.

Ich wusste, dass er dies nur aus Höflichkeit tat, denn niemand außer Corunha brannte mehr darauf, beim Betreten unbekannten Landes der Erste zu sein. Ich lehnte daher ab. „Nein, nein, Ihnen, dem zukünftigen Indianerkommissar dieses Gebietes, gebührt der Vortritt.“

Mit strahlenden Augen sprang der junge Offizier aus dem Kanu, stellte sich vor uns auf und rezitierte wie damals, als er aus dem Schlauchboot gestiegen war: „Brazil, terra dourada, do mundo a mais amada – Brasilien, goldene Erde, schönste der Welt.“

„Ich schlage vor, dass wir in Zukunft, um solche Entdeckungen gebührender zu begehen, stets die brasilianische Flagge mitführen, und sei sie auch nur im Taschenformat.“

„Nicht nötig“, wehrte er ab. „Dieses Land ist Brasilien. Es muss nicht erst in Besitz genommen werden.“

Ich wollte entgegnen, dass der brasilianische Fortschritt³ dieses Gebiet noch nicht erfasst habe, unterließ jedoch diese scherzhafte Bemerkung. Die Begeisterung des jungen Offiziers war begreiflich – vielleicht hatten wir diesmal mehr Glück und Corunha durfte den großen Augenblick erleben, ein unbekanntes Land zu entdecken. Dieses Territorium im Herzen Amazoniens, umschlossen von einer undurchdringlichen Sumpfwildnis, bot alle Voraussetzungen dafür.

Es war früh am Nachmittag. Obwohl wir seit unserer Flucht noch nichts gegessen hatten, verspürten wir

3 Brasilianischer Fortschritt: Das Wappen Brasiliens trägt die Inschrift *Ordem e Progresso* – Ordnung und Fortschritt.

kaum Hunger. Unsere Neugier trieb uns, wenigstens die nächste Umgebung dieses unberührt scheinenden Landes so rasch wie möglich zu erkunden. Das ausgetrocknete Flussbett ermöglichte ein vergleichsweise bequemes Vorwärtstkommen.

Zahlreiche Spuren im trockenen Schwemmsand deuteten darauf hin, dass hier erst vor Kurzem Pekaris, also Waldschweine, vorbeigekommen waren. Diese Tiere durchstreifen den Wald stets in großen Rudeln und bevorzugen Gegenden, die nicht so sehr von Unterholz verfilzt sind. Das war ein weiterer Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme, dass wir hier keinen dichten Dschungel, sondern einen Übergangswald mit Lichtungen antreffen würden. Ein solches Gebiet ist kaum menschenleer, und wir mussten damit rechnen, auf Indianer zu stoßen.

Lijocu trottete wie ein Bluthund auf der Fährte dahin und stieß wiederholt grunzende Laute der Verwunderung aus. Wie oft waren die Tasuyapi an dem Seitenarm vorbeigefahren, ohne zu ahnen, dass sich hinter dem Mangroven- und Schilfdickicht ein ideales Jagdrevier befand!

Der Umstand, dass dieses auf einer Bodenerhebung liegende Stück Wald nur aus niedrigen Bäumen bestand, die die Ufervegetation nicht überragten, hatte dessen Entdeckung bisher verhindert. Wie wir später feststellten, befanden wir uns auf einer mächtigen Flussinsel.

Vorsichtig Ausschau haltend, gingen wir in der sanft ansteigenden Wasserrinne ins Innere. Nach einiger Zeit gelangten wir zu einer ausgedehnten Lichtung, die von

einem bläulich-grünen, niedrigen Gras bewachsen war. Nur vereinzelt fand sich etwas Buschwerk und Waldfarne. Bunte Papageien flatterten kreischend auf und verstärkten den idyllischen Eindruck der Szenerie.

Plötzlich blieb Lijocu, der noch immer die Spitze bildete, stehen, winkte und wies zu Boden. Als wir nähertraten, erblickten wir im Schwemmsand den deutlichen Abdruck eines nackten menschlichen Fußes. Wie ich vermutet hatte, lebten auf dieser Flussinsel Indianer! Lijocu überschlug sich beinahe vor Verwunderung. Unausgesetzt gestikulierend zeigte er bald nach Osten und bald nach Westen. Tschì-schì übersetzte eher schlecht als recht, was den Tasuyapi so heftig bewegte: Seinem Stamm waren die Huanakuna bekannt, die in nordöstlicher Richtung siedelten. Auch von den Suyu, die ziemlich weit im Westen ihr Wohngebiet hatten, wussten sie. Dass es aber so nahe den heimatlichen Dörfern noch andere Indianer geben sollte, war Lijocu unbegreiflich.

Auch wir nahmen diese überraschende Entdeckung mit gemischten Gefühlen auf. Einerseits verschaffte sie uns die erfreuliche Möglichkeit, abermals mit einem unbekannten Indianerstamm in Berührung zu kommen. Andererseits zwang sie uns aber zu äußerster Vorsicht, da wir nicht wissen konnten, wie sich diese *primitiven Urmenschen* uns gegenüber verhalten würden.

„Diesmal werden wir die Entdecker sein“, sagte Corunha stolz und meinte mit *wir* sich selbst, denn er war stets ein klein wenig eifersüchtig auf die Wissenschaftler der Expedition gewesen.

„Gewiss“, beruhigte ich ihn, „wir müssen trachten, sobald wie möglich mit den Indianern in Kontakt zu treten und ein gutes Verhältnis zu ihnen aufzubauen. Es muss verhindert werden, dass sie uns zuerst entdecken und etwa nachts überfallen.“

„Das leuchtet mir ein“, sagte Corunha. „Aber wie stellen wir es an, mit diesen Menschen, von denen wir außer einem Fußabdruck im Sand nichts wissen, in Berührung zu kommen?“

Bei solchen Gelegenheiten spielte Corunha gerne den Schüler, den ich zu prüfen hatte. Mit gespielter Ernst sagte ich: „Herr Kapitän, Sie stehen jetzt vor einer Aufgabe, die plastischer nicht gestellt werden kann: Sie entdecken unbekanntes Land, finden eine Fußspur, die Sie zu den Einwohnern dieses Gebiets leiten soll, denen der-einst Ihre Indianerstation⁴ dienen wird. – Hierüber wurden Sie in Ihrem Vorbereitungskurs wohl auf das Genaueste unterrichtet, nehme ich an?“

„Ja, stimmt“, meinte der Offizier zögernd. „Ich habe eine Menge Methoden gelernt, doch welche in diesem Fall die geeignetste ist, könnte ich beim besten Willen nicht gleich sagen.“

„Es wird uns aber etwas einfallen müssen, denn unser Entschluss kann sehr ernste Folgen haben. Nach den Richtlinien des Indianeramtes können wir jedoch kaum vorgehen, da wir über keinerlei Tauschgegenstände verfügen.“

4 Indianerstation: Mit besonders ausgebildeten Offizieren und einigen Soldaten besetzter, vorgeschobener Posten der brasilianischen Armee in der Wildnis, der den Zweck hat, Verbindung mit noch unziivilisierten Indianerstämmen aufzunehmen.

Während dieser Besprechung war Lijocu unaufhörlich bemüht, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Immer wieder zeigte er auf die Spur, verzog das Gesicht und bedeutete uns, dass er nichts Gutes erwartete und es besser wäre, wieder ins Kanu zu steigen und weiterzufahren.

Er schien von panischer Furcht befallen zu sein, die unbekannten Indianer könnten wie seine eigenen Stammesgenossen als wilde Kopfbäger das Haupt eines jeden Fremden nehmen.

Ich hatte indes keine Zeit, auf die Befürchtung Lijocus zu achten, und begann, den Fußabdruck zu untersuchen. Dieser war kaum älter als vierundzwanzig Stunden. Der Indianer musste gestern aus dem Wald kommend das Flussbett überquert und über die Lichtung weitergegangen sein.

„Am einfachsten wäre es, der Spur zu folgen“, schlug Corunha vor.

„Ich halte das nicht für richtig. Wir setzen uns damit der Gefahr aus, in einen Hinterhalt zu geraten und mit Giftpfeilen beschossen zu werden. Wir rücken vorläufig nicht weiter vor, sondern versuchen, von dieser leicht überschaubaren Lichtung aus mit den Indianern in Kontakt zu treten.“

„Und zwar mithilfe des Freundschaftsbaumes!“, rief der junge Offizier erfreut aus, als wäre ihm gerade eine geniale Idee gekommen.

„Großartig!“, rief ich. „Darauf wäre ich nie gekommen.“

Corunha sah mich erstaunt an. Ich aber ergänzte: „Der Name ist mir neu. Wir nannten das Ding Lockspindel.“

Ist die Bezeichnung *Freundschaftsbaum* in Ihrer Schule gebräuchlich?“

„Ja, schade, dass ich mein Buch nicht dabei habe, ich würde Ihnen die Stelle gerne vorlesen.“

Corunha liebte es seit Neuestem, sich über die Lehrmethoden jener Schule lustig zu machen, die alle zukünftigen Indianerkommissare besuchen mussten. Nach seinen Erfahrungen, pflegte er stolz zu verkünden, habe er immer mehr die Überzeugung gewonnen, dass die Theorie nur wenig wert sei. Er bereue nie, sich unserer Expedition angeschlossen zu haben, bevor er selbst damit beginne, mit einem erfahrenen Sergeant eine Indianerstation am Unterlauf des Kulisehu einzurichten. Hin und wieder käme aber auch einem Theoretiker ein guter Einfall wie zum Beispiel der Freundschaftsbaum, erklärte er gönnerhaft.

Mit Feuereifer ging er daran, ein solches Ding herzustellen. Lijocu musste ihm einige Äste aus dem nahen Wald brechen und vom Laub befreien. Drei davon wurden pyramidenartig inmitten der Lichtung in die Erde gerammt und mit den Spitzen zusammengebunden. So entstand ein Dreifußgestell, auf dem der längste Ast wie eine Flaggenstange befestigt wurde und bis in eine Höhe von ungefähr sechs Metern aufragte. Ich opferte die Hälfte meines Taschentuchs, das mir die Tasuyapi nicht abgenommen hatten, und befestigte es an der Spitze der *Flaggenstange*.

Der zugrunde liegende Gedanke dieser Vorrichtung ist klar: In der Art eines den Naturmenschen vertrauten

Gebildes, nämlich des Baumes, sollte ein weithin sichtbares und auffallendes Zeichen errichtet werden, das ihre Neugier erregen musste. Geschenke, die man an dem Gestell befestigt, werben dann um das Vertrauen und die Freundschaft der Ureinwohner. Das Gleiche kann auch auf andere Art erreicht werden – jedenfalls ist der Freundschaftsbaum ein erprobtes Mittel.

Da uns die üblichen Geschenke wie Glasperlen, bunte Tücher, Messer und Ähnliches fehlten, musste sich Tschi-schi von ihrer Muschelkette trennen. Diese wurde am unteren Teil der Flaggenstange befestigt. Befriedigt betrachteten wir unser Werk, traten dann den Rückweg an und schlugen in der Nähe der Landestelle unser Lager auf.

Unweit davon befand sich ein ziemlich hoher Baum. Ich erklomm ihn und stellte fest, dass von diesem Beobachtungsstand aus Corunhas Freundschaftsbaum gut zu sehen war und dass er sich ausgesprochen dekorativ ausnahm.

Mittlerweile hatte Tschi-schi unseren Proviant ausgebreitet, wobei ihr große Blätter als Serviertablett dienten. Die spärlichen Vorräte, die wir bei den Tasuyapi für den Jagdausflug mitnehmen konnten, würden im besten Fall einen Tag lang unseren Hunger stillen.

„Mit der Ernährung wird es schlecht bestellt sein“, meinte Corunha sorgenvoll. „Schießen dürfen wir nicht, um uns nicht unseren Verfolgern zu verraten. Obendrein haben wir ja nur noch vier Schuss Munition.“

„Vier Schüsse, mit Bedacht eingesetzt, sind viel. Aber Sie haben recht: Mit dem Ballern würden wir nicht nur

die Tasuyapi auf den Hals bekommen, sondern auch die hier lebenden Indianer in Aufruhr versetzen. Zum Glück hat Lijocu Pfeil und Bogen. Wir werden ihn zum Oberjäger ernennen. Viel schlimmer ist, dass wir weder Streichhölzer noch ein Feuerzeug haben.“

„Mich wundert, dass Sie das als Problem bezeichnen. Lijocu, dieser echte Waldindianer, wird uns doch auch ohne moderne Hilfsmittel ein Feuer entzünden können.“

„Ganz so einfach ist das auch für ihn nicht, denn dazu ist vor allem gut ausgetrocknetes Holz nötig. Wir müssen Lijocu daran erinnern, dass er alles vorbereitet, falls er nicht wie die meisten Indianer einen Feuerstein in dem an der Brust hängenden Beutelchen aufbewahrt.“

Wie wir gleich feststellten, war dies nicht der Fall, denn als Lijocu mit uns in das Kanu stieg, begab er sich auf eine Fahrt, von der er wie wir in zwei Stunden wieder zurück sein wollte.

Trotzdem ließen wir uns nun die indianischen Bejus⁵ gut schmecken, aßen dazu getrockneten Fisch und gingen dann zu einer Tischuwa-Liane, die wir gleich bei der Ankunft entdeckt hatten, um zu trinken.

Diese mehrere Meter lange Kletterpflanze speichert in ihren dicken, fleischigen Stielen Wasser. Diese kann man mit beiden Händen gerade noch umspannen. Die Waldläufer durchtrennen diesen Schlauch so geschickt mit einem Hieb ihrer Machete, dass am Ende der gekrümmten Schnittfläche die Außenhaut der Pflanze einen schnabelförmigen Ansatz bildet. Über diesen lassen sie sich die

5 Beiju: Aus Maniokmehl auf heißen Steinen gebackene Fladen.

entströmende kühle Flüssigkeit in einem dünnen Strahl in den Mund fließen.

Da wir kein Buschmesser dabei hatten, durchschnitten wir die Liane mithilfe eines Luftwurzelsprösslings, der die Festigkeit von Blumendraht hat. An einer Tischiwa tranken wir vier uns satt.

Bei der nachfolgenden Siesta, die wir redlich verdient hatten, warfen wir die Frage auf, wie lange wir auf der Flussinsel bleiben sollten. Corunha und ich kamen übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass der Aufenthalt mehrere Tage dauern würde.

Tschi-schi, deren überschäumende Lebenslust wir so sehr liebten, folgte unserer Erörterung mit traurigen Blicken, die sich zuweilen schwermütig in der Ferne verloren.

„Woran denkst du?“, fragte ich sie.

Sie überlegte eine Weile und antwortete dann: „Ich sehne mich schon so sehr danach, wieder unter den Meinen zu sein, dass ich am liebsten gleich aufbrechen würde. Und nun wollt ihr tagelang hierbleiben!“

„Zwei Gründe zwingen uns dazu. Vor allem hoffen wir, so den Tasuyapi am besten zu entgehen. Sie werden sicherlich versuchen, uns den Weg zu eurer Lagune abzuschneiden. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass sie sich in einen Hinterhalt legen. Nach einigen Tagen wird ihnen die Sache aber langweilig sein und sie werden ihre Bemühungen schließlich aufgeben und in ihr Tapui⁶ zurückkehren. Dann können wir unsere Flucht unbehel-

6 Tapui: Dorf, Siedlung

ligt fortsetzen. Zum anderen liegt uns sehr daran, die hier lebenden Indianer kennenzulernen. Eine derartige Gelegenheit dürfen wir nicht ungenutzt vorübergehen lassen. So verbinden wir beides und glauben dennoch, zweckmäßig zu handeln.“

„Mag sein, dass es richtig ist“, sagte Tschischi und seufzte dabei.

„Lass gut sein“, tröstete ich sie, „in spätestens acht Tagen wirst du Gelegenheit haben, mich mit deinem geheimnisvollen Vater bekannt zu machen.“

„Das will ich nicht.“

„Oho! Da hast du deine Meinung aber sehr geändert! Du sagtest doch, dass ich von dir keine Auskunft über eure Siedlung, die du so gerne Camp nennst, erhalten würde und dass ich diesbezüglich mit deinem Vater sprechen müsse. Und nun willst du nicht, dass ich das tue?“

„Als ich euch zu meinem Vater führen wollte, wart ihr unsere Gefangenen.“

„Diese hohe Ehre wussten wir zu schätzen“, warf Corunha lächelnd ein. „Aber was sind wir heute?“

„Freunde, die mir das Leben gerettet haben.“

„Umso besser“, sagte ich. „Dein Vater wird sich freuen, wenn du ihm die Männer vorstellst, die ihm seine Tochter bringen.“

„Das wird sicher so sein, doch ...“

„Nun?“

Tschischi gab keine Antwort. Plötzlich standen Tränen in ihren Augen, und man sah ihr an, wie sehr sie sich bemühte, das Weinen zu unterdrücken. Wir blickten ein-

ander erstaunt an. Dass dieses eigenwillige Mädchen, das seine Stammesgenossen wie ein Häuptling befehligte, zu einer solchen Gemütsbewegung fähig war?

Corunha, dem die nassen Augen des Mädchens sichtlich zu Herzen gingen, sagte mit liebevollem Ton: „Kleine Tschi-schi, du hast Heimweh. Fürchte dich nicht, wir bringen dich wohlbehalten zurück. Sei doch wieder munter und frech wie früher, das gefällt uns besser. Freue dich auf den Tag, an dem wir in eurem Camp das große Wiedersehensfest feiern werden. Ich werde dich lehren, wie man einen echten Carioca tanzt.“

Tschi-schi sprang auf, ging ein paar Schritte abseits und blieb, uns den Rücken zukehrend, stehen.

„Was mag in ihr vorgehen?“, fragte Corunha.

„Ich habe den Eindruck, als ob sie sich in einem Zwiespalt befände. Sie scheint nicht zu wissen, worauf sie sich freuen und worüber sie sich ängstigen soll. Vielleicht würden wir sie besser verstehen, wenn wir wüssten, wie es sich mit ihrem sogenannten Camp verhält.“

„Ich glaube, sie hält uns zum Narren. Vor allem mit ihrem Herrn Papa. Wie kann eine reinrassige Indianerin einen Weißen zum Vater haben?“

„Vielleicht hat er sie erzogen und sie hegt deshalb kindliche Gefühle.“

„Das könnte sein. Dann müsste dieser Weiße aber mitten unter den Indianern leben.“

„Das wäre nicht der erste Fall dieser Art. Auf meinen Reisen habe ich oftmals Männer getroffen, die sich nach jahrzehntelangem Aufenthalt unter der Urbevölkerung

dieser völlig angeglichen hatten. Mitunter besaßen sie die Würde und die Rechte eines Häuptlings. Es gab Sonderlinge darunter, weltferne Idealisten, aber auch echte Abenteurer, und jeder von ihnen hatte seinen besonderen Grund, sich von der Zivilisation abzuwenden.“

„Aber ein Weißer, der ein Indianermädchen im Dschungel europäisch erzieht, das ist eine ungewöhnliche, ja phantastische Geschichte. *Si non è vero, è ben trovato*.⁷ Eine wunderbare Story, um die sich die amerikanischen 5-Cent-Magazine reißen würden.“

Tshi-schi war unterdessen wieder zurückgekommen, hatte sich niedergesetzt, uns eine Weile angestarrt und fragte nun, wieder mit fröhlicher Miene: „Ihr wollt also wirklich einige Zeit hierbleiben?“ Als wir bejahten, fuhr sie fort: „Das ist die beste Lösung. Ich bleibe gerne bei euch!“

„Du änderst aber deine Entschlüsse sehr rasch“, sagte ich.

„Ich habe über meine Lage nachgedacht. Da fiel mir ein Wort ein, das mein Vater einmal aussprach. Er erzählte mir von Ferien, die er in England auf einer Insel verbrachte. Dieses Wort hörte ich damals zum ersten Mal und fragte nach seiner Bedeutung. Mein Vater erklärte es mir, doch so ganz verstand ich es nicht. Jetzt aber begreife ich, was Ferien sind. Wenn ich nach einiger Zeit zu meinem Vater zurückkehre, hatte ich eben Ferien.“

Obwohl wir nach dieser Erklärung alles andere als ziemlich klar sahen, versicherten wir erleichtert, dass diese Auslegung durchaus richtig sei.

7 *Si non è vero, è ben trovato* (ital.): Wenn es auch nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden.

Ich wandte mich nun Lijocu zu und bedeutete ihm, dass wir kein Feuer machen dürften, da sonst die Gefahr bestünde, von einem Jaguar angefallen zu werden. Der Tasuyapi verstand mich sofort und wies eifrig in das Geäst einiger Bäume. Er beabsichtigte also, in sicherer Höhe Schlafstellen zu bauen. Dazu benötigt man Lianenstränge, die zwischen breiten Astgabelungen netzartig verspannt werden. Darauf liegt man dann wie in einer Hängematte. Das Kappen der geeigneten Lianenstränge war eine harte und zeitraubende Arbeit. Leichter fiel uns das Anfertigen des Geflechts in den drei Bäumen, die wir zu diesem Zweck ausgewählt hatten.

In den Dschungelwäldern ist nachts das Lagerfeuer der einzig sichere Ort. Großkatzen meiden einen Platz, über den ein paar glimmende Äste oder Wurzelknollen einen matten Lichtschein verbreiten. Vor einer Flamme, und mag sie auch noch so klein sein, ergreifen sie die Flucht. Unsere Schlafbäume sollten uns aber nicht nur vor Raubtieren, sondern auch vor den unbekannten Indianern verbergen.

Nachdem die Lianen fest und sicher saßen, sagte ich zu Corunha: „Morgen werden wir, da wir wie der selige Robinson Crusoe weder eine Säge noch ein Beil, ja, nicht einmal ein Messer zur Verfügung haben, unsere luftige Villa mit den Kniffen echter Sertaoneiros zu einem richtigen Ferienheim ausgestalten.“

„Ohne Werkzeug?“

„Geschicklichkeit vermag selbst im Dschungel vieles fertigzubringen.“